

In memoriam
Werner Deutsch (1947–2010)

In seinem »Lob der Torheit« (lat. *Encomium Moriae*) zeichnet Erasmus von Rotterdam mit spitzer Feder ein Gelehrtenbild, das auch 500 Jahre nach der Erstveröffentlichung 1511 in Paris keine Kraft eingebüßt hat: Selbstgefällig in den Wolken philosophischer Spekulation befangen, steht der »Weise« sub specie der Torheit bei allen lebenspraktischen und öffentlichen Angelegenheiten gegenüber »wie der Esel vor der Leier«. Als Tischnachbar und beim Tanz ist er ein veritabler Stimmungskiller, jedes gesellige Beisammensein »entweder durch trübsinniges Schweigen oder durch langweilige Untersuchungen« sabotierend. Besserwisserisch bis zur Querulation, verarmt und niedergeschlagen, ohne Freunde und ohne Lebensfreude, dazu gesundheitlich ruiniert »durch stete Nachtwachen, dauernde Sorgen und beständige Belastungen« – kurz: »wie ein Stock, nicht wie ein Mensch«, so erscheint der professionelle Denker im Panoptikum der Torheit.

Das Negativklischee des weltfernen, ungeselligen Professors mag in der Realität nur wenige Universitätsbewohner treffen. Am allerwenigsten aber trifft es Werner Deutsch, dessen Freudenstädter Vorträge nicht nur die große inhaltliche Bandbreite eines passionierten Wissenschaftlerlebens dokumentieren, sondern gleichermaßen Leidenschaft für die Kunst, Neugier auf das Leben und den Menschen als ganze Person. Im Fall von Werner Deutsch hat daher ein zweites, dem bitterbösen Erasmus-Porträt komplementär entgegengesetztes, Jahrhundertklischee über den Gelehrten Recht. Es lautet, dass es den guten Wissenschaftler (bei Aristoteles heißt es: den ganzen Menschen) ausmacht, staunend in die Welt hineinzublicken, die Welt mit offenen Augen – mit Kinderaugen – schauend zu durchstrei-

fen. »Das Gelingen des Lebens«, so heißt es in einer persönlichen Mitteilung Werner Deutschs an den Autor, »hängt, wer weiß das schon, auch davon ab, den Schöpferglauben der Kindheit wider besseren Wissens und wider schlechterer Erfahrung lebenslang in sich zu tragen und an andere weiterzugeben, wobei das Geben – vielleicht – eine Voraussetzung für das Bewahren ist.« Wie ein Motto könnte dieser hintergründige Satz über vielen der hier versammelten Aufsätze stehen. So ist zum Beispiel auf S. 60 von den glücklichen Erwachsenen die Rede, »die beim Zeichnen ihre Kindlichkeit bewahren«. Aber auch davon, dass die Verbindung zur eigenen kreativen Vergangenheit jenseits der Kindheit häufig gekappt ist und dass schließlich zum Erwachsenwerden auch die Einsicht in die Grenzen der eigenen Kreativität gehört, ebenso wie die »Fähigkeit, sich an der Kreativität anderer, seien es Kinder oder seien es Künstler, zu erfreuen.«

Werner Deutsch gehörte zu den Glücklichen und den Befähigten gleichermaßen. Das zeigte sich in seiner eigenen Kunst, dem Gesang, aber auch in der Lehre, wenn Studierende vor versammelter Vorlesung zu regelrechten Co-Akteuren des Professors bestellt wurden, um einen psychologischen Sachverhalt im Wortsinn darzustellen. So lernte der Hochschullehrer vom Künstler und, nicht zu vergessen, vom Psycho-Dramatiker. Er verstand es, sein Brot nicht ungesalzen unters Volk zu bringen. Seinen Mitarbeitern, Doktoranden und Habilitandinnen und allen, die sich von seiner Neugier anlocken ließen und darüber zu Weggefährten wurden, zollte er unverstellte Anerkennung. Wer selbst lange Jahre Teil einer Universität gewesen ist, weiß um den Seltenheitswert dieses (pädagogischen) Talents, das weit mehr war als bloße *déformation professionnelle* (»Als Entwicklungspsychologe bin ich gewohnt, zunächst das Potential zu sehen, das in der Entwicklung eines jeden Menschen steckt. Wie kann dieses Potential zur Entfaltung kommen?«; S. 106)

Von Stil und Wissenschaftsverständnis zeitgeistiger akademischer PowerPoint-Impresarios meilenweit entfernt, ging es der »fröhlichen Wissenschaft« des Werner Deutsch nicht um schnittige Effekte, sondern darum, Menschen immer wieder für ein Fach zu begeistern, dem längst schon der Mensch aus dem Blick geraten ist. Obwohl er wusste, dass in der schönen neuen, potemkinschen Wissenschaftswelt Forschungsprojekte und Texte auf dem strategischen Reißbrett

und in einer Sprache entworfen werden, die die Welt verloren hat, hielt Werner Deutsch an der heute altmodisch erscheinenden Überzeugung fest, dass Wissenschaft in ihrem Höchsten und Besten nicht aus Impact-Faktoren besteht und kein bloßes Dienstleistungsunternehmen zur Distribution akademischer Diplome ist. In Auftritt und Habitus zwar ein Bildungsbürger klassischen Zuschnitts (allerdings durch die nicht immer milden Wasser der 68er-Bewegung von aller Patina befreit) und als Ordinarius gewiss nicht uneitel, gehörte Werner Deutsch doch zu jenem Professorentypus, der nicht nur von seinesgleichen und stets standesgemäß gehört (und gebauchpinselt) werden wollte. Seine öffentlichen Vorträge richteten sich an alle, die neugierig genug waren, ob mit oder ohne akademische Meriten. Sie handelten vom Menschen mit all seinen Sinnen, seiner inneren Entwicklung, seiner Musikalität, seinem Spiel, seinem Leben und Sterben – aus wissenschaftlich fundierter Perspektive, so allgemein verständlich wie unterhaltsam formuliert.

Maßgeblich für Werner Deutschs – im besten Sinn des reichlich abgegriffenen Worts – »ganzheitliche« Sicht auf den Menschen, die sich in allen seinen Texten widerspiegelt, war seine lebenslange Beschäftigung mit einer der inzwischen längst vergessenen (man darf sagen: verdrängten) Gründerfiguren der Psychologie als Wissenschaft: William Stern. Die Tagebücher, die der Breslauer Gelehrte und spätere Mitbegründer der Hamburger Universität und seine Frau Clara über die seelische Entwicklung ihrer drei Kinder verfassten, hat Werner Deutsch dem Vergessen entrissen und für eigene Studien methodisch fruchtbar gemacht. (Wer der breit angelegten Spur nachgehen will, kann dies im Würzburger Adolf-Würth-Zentrum für Geschichte der Psychologie im Nachlass Werner Deutschs tun.) In den Kindertagebüchern und den Schriften der Sterns zeigt sich eine Forscher-Haltung, die auch Werner Deutschs eigene Arbeiten auszeichnen: Genau, aber nicht pedantisch; aufmerksam, aber ohne die kühle Distanz des Laborblicks, der sich die Maske falsch verstandener Wertfreiheit aufsetzt; zugewandt, auf Verständlichkeit und Verständigung bedacht, ohne sich anzubiedern. Dementsprechend war Werner Deutschs Vortragsstil: nicht dozierend, sondern vielmehr erzählend, ruhig, anschaulich, lebendig, mit kurzen, einprägsamen Sätzen, amüsant und bisweilen iro-

nisch, gelegentlich abschweifend und ausgreifend in den gelehrten Exkurs, dem Publikum mittels eines kleinen Umwegs eine kurze Verschnaufpause gewährend auf dem Weg zur angestrebten Erkenntnis. Die Auffahrt zur wissenschaftlichen Erörterung nimmt unter anderem bei Wagners Siegfried, einem Mörrike-Gedicht oder einer Kinderzeichnung ihren Anfang; spröde Themen wie die biologischen Grundlagen der Zweigeschlechtlichkeit werden mit der Schöpfungsgeschichte verknüpft. Faszinierend, wie sich aus einer einfachen, aber präzisen und detaillierten Bildbeschreibung (beispielsweise der beiden »Lebenstrepfen« auf den S. 78 und 80), die der Augenmensch und begeisterte Museumsbesucher Werner Deutsch meisterlich beherrschte, eine plausible und profunde Gesellschaftsdiagnose ableiten lässt (in diesem Fall die der häufig beschriebenen und philosophisch problematisierten Todesvergessenheit der Moderne).

Liest man die hier versammelten Texte nicht allein auf ihren Inhalt hin, geben sie ihre Melodie preis. Man merkt ihnen dann unmittelbar an, dass sie für Publikum, für den mündlichen Vortrag geschrieben wurden und nicht für die Sammelbände und Journals der Fachkollegen; dementsprechend empfiehlt es sich, bei der Lektüre auch ihrem spezifischen Klang nachzuhören, mit längeren Pausen zwischen den Absätzen. Die Kunst, an den richtigen Stellen innezuhalten, das Gesagte wirken und ein Publikum verdauen zu lassen, ist im gegenwärtigen akademischen Vortragsbusiness ziemlich auf den Hund gekommen. Zum Leidwesen der Zuhörer wird da entweder genudelt und geleierte oder schlicht gestolpert und vor allem gehudelt, als gälte es, Vortragsgelegenheiten wie Hundertmeterläufe ins Ziel zu bringen. Dass die gute, die mitreißende, die unterhaltsame, die nachdenklich stimmende öffentliche Rede ähnliche Ansprüche an den Orator stellt wie an den guten Schauspieler, das wusste der ausgebildete Sänger Werner Deutsch nur zu gut.

Kurz vor seiner eigenen Emeritierung als Hochschullehrer stehend, wandte er sich zunehmend gegen die grassierende Unsitte der sogenannten »Salamipublikation«: Jedes noch so dürftige Forschungsergebnis wird gleich zu mehreren wissenschaftlichen Veröffentlichungen in möglichst vielen Fachjournals aufgebläht, um die eigene Literaturliste zu verlängern und damit die akademische Reputation, umgerechnet in Zitierhäufigkeiten, zu erhöhen. Werner

Deutschs Vorträge liefen vor diesem Hintergrund gewissermaßen außer Konkurrenz. Seine späteren Arbeiten mussten sich dem akademischen *rat race* nicht (mehr) stellen. Stattdessen konnten sie leisten, was man sich von guten wissenschaftlichen Texten wünscht: dass sie mit gebotener Tiefenschärfe Schlaglichter werfen, aber zugleich die größeren Zusammenhänge im Blick behalten, ebenso wie den Aspekt der Verantwortung des Wissenschaftlers als Teil der Gesellschaft. Dem entspricht die selbstbewusste Haltung dessen, der bei aller gebotenen Demut angesichts der Komplexität von Wissenschaft und Gesellschaft noch etwas zu sagen hat. In allen diesen Hinsichten sind die hier präsentierten Freudenstädter Vortragstexte beispielhaft.

Christian Dries (Freiburg)